Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1951

4 (27.1.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Das Glück von Gaggenberg / Roman von PAUL ICKES

19. Fortsetzung

„Ich begreife dich nicht." — „Lieber Sebi", sagte Rose, „du weißt ebenso gut wie ich, was so alles passiert." — „Du lieber Himmel", wehrte Eusebius sich, „in Prozenten habe ich das noch nicht ausgerechnet, aber es liegt wohl an den einzelnen Menschen, nicht an der Ehe. Denke an deinen Vater, denke an den Metzger Zingel, an den Postmeister Kappel ... und an soundsoviele gute Ehefrauen ... Ich kann doch eine Reise nicht unterlassen, weil ich einen Verkehrsunfall haben könnte." — Sebi", versprach Rose, „an mir soll es nicht liegen." — „An mir voraussichtlich auch nicht", antwortete er. „Dann hätte ich also um deine Hand angehalten, stimmt's?" — Rose schüttelte den dunklen Kopf: „Wahrscheinlich war ich's, die angefangen hat." — Nach diesem Gespräch gingen sie, förmlich wie stets, nebeneinander in die Stadt zurück, ohne sich mit den Ellbogen zu berühren. Erst auf der untersten Stufe der Steinterrasse im Turm fielen sie sich um den Hals, beide machten zu gleicher Zeit die gleiche Bewegung, so daß sie selbst darüber lachen mußten. „Mädele", sagte Eusebius, „wir sind ja nun richtig verlobt, und wir dürfen uns küssen." — „Und du mußt nun für Ringe sorgen", antwortete Rose. Sie sah auf ihre reiflosen Finger: „Ich habe noch nie einen Ring getragen. Wie mir das vorkommen wird." — „Komm", entschied Eusebius, „wir gehen zum Klempner und holen uns so ein paar Dinger." — Sie machten wieder kehrt und sprachen beim Uhrmacher Oberbach ein; es war zwar nur die billige Sorte vorhanden, aber sie genügte. „Und wann werden wir Hochzeit feiern?" fragte Paul Oberbach, der sich freute, als sei die Hochzeit in das eigene Haus gefallen. „Wir haben Zeit", lachte Rose, „bei uns pressiert's nicht so." — „Ist schon recht", lachte auch der Uhrmacher, „wenn's pressiert, ist's nicht das Richtige."

Eusebius hatte den Eindruck, daß Erika alles vom Turmfenster aus mitangesehen hatte. Sie mochte gelesen haben, aber das Buch lag beiseite geworfen. Sie stand im Wohnzimmer, im unteren, ersten Stockwerk, und der Organist hatte sich, wie zum Empfange, würdig neben seine Frau postiert. Es schien, als hätte er, der gerne in Hemdärmeln saß, sich zur Feier des Tages in sein verschnürtes Kamisol geworfen. Rose trat als erste ins Zimmer: „Bitte", sagte sie lachend, „wir haben uns verlobt." — „Wo denn?" fragte Frau Gertraud. — Rose sah sich zu Eusebius um. „Wo haben wir uns eigentlich verlobt, Sebi?" fragte sie. „Vorhin auf der Treppe? Oder schon in Walzens Garten?" — „Gut, daß man wenigstens bei der Kirche und beim Standesamt seiner Sache sicher ist", lenkte der Organist ab. „Mein gutes Mädchen!" Er drückte einen sentimentalen Kuß auf die Stirn der Aeltesten. — „Ich wünsche euch beiden allen Segen!" sagte die Mutter. Langsam kam Erika in den Vordergrund; sie war knallrot wie eine Hagebutte. „Von mir aus!" sagte sie und reichte beiden nachlässig die Hand. Dann standen alle fünf ratlos herum, bis es Vater Hertling einfiel, zum Sitzen aufzufordern. Aber auch dann sprach er noch kein Wort. Er faltete die Hände auf den Knien und drehte die Daumen umeinander. „Rose, Rose", stammelte Frau Gertraud. Und dann begann auch Waldemar Hertling zu reden: von seiner eigenen Verlobung, von der Macht der Musik in seiner Jugend, und davon, daß man sich heute am helllichten Tage verlobe, ohne Musik, ohne ... ja, ohne was eigentlich? Ohne Feierlichkeit. „Ich habe immer gedacht, dieses Gaggenberg läge außerhalb der Welt", sagte er, „aber ..." Und er machte eine abwehrende Handbewegung: „Gaggenberger seid ihr beide ja doch nicht." Das war die Festansprache des Organisten von St. Konrad.

Als am Abend gegessen wurde — Frau Gertraud hatte getan, was ihr in der Kürze der Zeit möglich gewesen war —, fehlte Erika. Das warf einen Schatten auf die Fröhlichkeit, mit der der alte Musiker gerechnet hatte. Es war noch nie vorgekommen, daß eine der Töchter ausgeblieben war bei Tisch. Erst tröstete sich der Organist: „Sie wird sich verschwatzt haben!", aber er hätte nicht zu sagen gewußt, wo Erika sich verschwatzen konnte. Man begann zu essen, man ging zum Braten über, zur Nachspeise, — Erika blieb aus. Alle vier bemühten sich, an die Fehlende nicht zu denken. Sie wurde nicht erwähnt. Man tat so, als sei man vollständig beisammen. „Gehen wir ins Musikzimmer", bat der Organist, als die Uhr von St. Konrad die neunte Stunde schlug. Der Lehrer Wispar vertrat ihn bei der Abendandacht. Man stieg hinauf ins dritte Stockwerk des Turmes, Hertling spielte sein Lieblingsinstrument, das Cello, dem er sich mit den zunehmenden Jahren zugewandt hatte; — er spielte Händel. Aber trotz des Spieles lauschten die vier Menschen hinab zur Stiege, um die Schritte der heimkehrenden Erika ja nicht zu versäumen. Doch das Mädchen kam nicht. In der elften Stunde verließ Eusebius den Turm, die Stadt lag im ersten Schlaf, von der unteren Straße hallte ein einsamer Schritt. Ob ich sie suchen gehe? überlegte Eusebius. Aber er ließ den Gedanken fallen. Er erinnerte sich dessen, was Erika ihm angedroht hatte: — ich würde, um dich zu ärgern, eine ganz große Gemeinheit begehen, hatte sie gesagt . . . Worin konnte diese Gemeinheit bestehen? Konnte man einen exaltierten Menschen davor bewahren, eine Dummheit zu machen? Eine Frau, so entsann er sich, gelesen zu haben, kann Selbstmord verüben, um eine Wette zu gewinnen; — er hatte es nicht ernst genommen. In diesem Augenblick glaubte er daran. Langsam stieg er die vier Stufen zu seinem Hauseingang hinauf und entriegelte das Schloß, wie auf Zehenspitzen betrat er das Zimmer und schaltete das Deckenlicht ein. Das Licht fiel in immer breiter auslaufendem Streifen auf die dunkle Straße. In diesem Augenblick hielt er inne: hatte es nicht an der Gartentür gepocht? Und pochte es nicht wieder, hastig und ungeduldig? Ja, er täuschte sich nicht. Schnell durchmaß er den Flur und zog die Gartentür auf. Und da stand sie vor ihm: Erika. „Wo kommst du her?" fragte er barsch. Erika tat einen Schritt ins Innere, um sich dann ermattet gegen die Flurwand zu lehnen. „Wo kommst du her?" fragte Eusebius noch einmal. Erika atmete schwer. Dann hob sie die Augen, die fast schwarz waren in der unzulänglichen Beleuchtung. „Du sollst es wissen, Sebi", antwortete sie. „Was soll ich wissen?" forschte er, von einer quälenden Ahnung bedrückt. — Sie sah ihn böse an, mit der häßlichen Falte neben der Nasenwurzel. „Du bist schuld, du allein. Nicht ich. Aber jetzt habe ich mich gerächt." — „Wofür, du Tollkopf?" stieß Eusebius hervor. „Was hast du angestellt?" — „Angestellt, angestellt!" wiederholte sie sein Wort voller Hohn. „Wenn i c h etwas tue, stelle ich etwas an, ja? Nun weiß ich's. Und das wollte ich dir sagen!" Sie tat einen Sprung, um den Garten zu gewinnen, doch Eusebius war hinter ihr. Er bekam sie an der Schulter zu fassen. „Du trauriges Geschöpf", murmelte er, „willst du in diesem Zustand vor deine Eltern treten?" — „Schlag' mich nicht!" keuchte sie. — „I c h schlag' dich nicht", versicherte er, „das ist nicht meine Sache."

Er zerrte sie zurück ins Haus und schloß die Tür. „Komm' ins Zimmer", befahl er, „du bleibst hier, bis du ruhig und vernünftig geworden bist, so vernünftig, wie dir möglich ist." Er ging zum Wandschrank und holte eine Flasche Cognac hervor. „Da, trink", bestimmte er. „Du bist ja von allen guten Geistern verlassen. Nicht was vorgefallen ist, ist wichtig, sondern der Eindruck, den du heute auf die Eltern machst. Dummheiten lassen sich reparieren, solange man sie selbst zu tragen hat. Aber der Schmerz, Erika, den man andern zufügt, den kann man nicht ungeschehen machen. Bei w e m warst du denn?" — „Das geht dich nichts an." — „Gut", beschied sich Eusebius, „es geht mich nichts an. Meinetwegen. Aber du bekommst jetzt soviel Brom auf den Schnaps, daß du wieder wie ein Mensch aussiehst. Mädele, Mädele, wie kann man sich so vergessen." Eine weiche Stimmung beschlich ihn: „Und wirklich bloß, um m i c h zu ärgern?" — Erika antwortete nicht, sie schlürfte am Glas, und dann stürzte sie das Zeug mit einem gierigen Schluck hinunter. „Gib mir noch einen", bat sie. — Eusebius schenkte nochmals ein, das Glas wurde wieder leer. — „Und nun", sagte Eusebius, „bekommst du eine Tasse Tee, und dazu frißt du zwei, drei Tabletten Brom. Dann bringe ich dich hinüber, und du überlegst dir inzwischen, was du zusammenlügen kannst, daß es geglaubt wird." — „Zusammenlügen?" fragte Erika. — „Aber ja", antwortete Eusebius, „wer sagt denn, daß man nicht lügen soll? Es kommt drauf an. Es gibt heilige Lügen. Seid mal in andern Dingen christlich, ehe ihr euch auf die schonungslose Wahrheit beruft. Jede Lüge, die Schmerz erspart, ist heilig. Sitz jetzt ganz still. Ich mache dir den Tee, und dann nimmst du die Pillen, oder dir widerfährt etwas, was du dir nicht hast träumen lassen." — Als er eine Viertelstunde später ins Zimmer zurückkehrte, hockte Erika noch in der gleichen Stellung auf dem Taburett, auf dem sie sich niedergelassen hatte. Ihr Gesicht hatte die normale Farbe wieder angenommen, aber die Cognacflasche hatte noch etliches von ihrem Inhalt hergeben müssen. „Hier ist der Tee", sagte Eusebius, und hier sind drei Tabletten. Sie schmecken wie die Pest, aber das macht nichts." — „Sebi", sagte Erika leise. — „Ja, was ist denn?" — „Sebi", begann Erika nochmals, „kann ich bei dir baden?" — „Baden?" Er warf einen Blick auf die Uhr, es war kurz vor Mitternacht. „Aber wenn Erika das Verlangen verspürte ... „Ich werde sehen, ob das Wasser ausreicht", sagte er. — „Ach ja", bettelte sie, „Sebi, und wenn's noch so wenig ist. Aber heiß muß es sein, ganz heiß — daß die ganze Haut abgeht ..." — „Schon gut", nickt Eusebius. „Nimm jetzt die drei Pillen und trink den Tee dazu. Ich hole dich, wenn's so weit ist."

Gegen ein Uhr brachte er seine Schwägerin zum Hilariustor. Ein steifer Südwind hatte sich aufgemacht, und die ersten Regentropfen fielen. Erika schlich von der Promenade her an den Torturm heran, so daß sie von keinem Fenster aus gesehen werden konnte. Beim Abschied wollte sie Eusebius die Lippen anbieten, aber er wich ihnen aus. „O du", sagte sie. Und dann: „Du mußt nicht böse sein, Sebi." Die Tür im Hilariusturm fiel dumpf zu. (Fortsetzung folgt.)

Zwischen Rhein und Schwarzwald

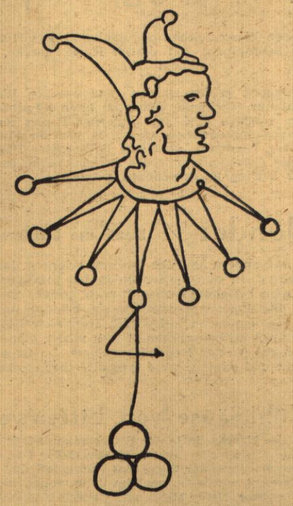
Heimatbeilage zum Wochenende

2. JAHRGANG | 27. Januar 1951 | Nummer 4

Die Narrenkappe in der Wasserzeichenkunst

Auf den Spuren alter Fastnachtstradition / Von Dr. Wisso Weiß

Fastnacht wird in Oberbaden und Schwaben in besonders urwüchsiger Weise begangen. Die hier geübten eigenartigen Bräuche und die Vielfalt der C araktere in der Kostümierung beruhen auf peinlichst eingehaltener uralter Tradition, der wir herrlichen Fastnachtstrachten der verschiedenen Narrenstädte verdanken. Da ist Fastnacht heute noch wie vor Jahrhunderten ein Volksfest, das für jung und alt ein großes Erlebnis bedeutet und lange Zeit das ganze Leben in seinen Bann zieht. Es ist im Sinnen und Trachten des Volkes derart tief verwurzelt, daß die närrischen Gebräuche und Fastnachts-Embleme seit alter

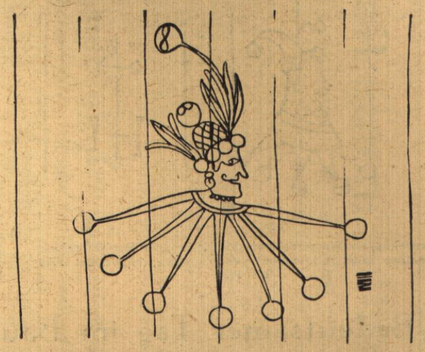


Narrenkappe mit angehängter Dreiringmarke des Basler Papiermachers Düring, Dartford (England) 1656

Zeit in Kunst und Handwerkskunst ihre Darstellung gefunden haben und damit der Nachwelt für alle Zeiten erhalten geblieben sind.

So finden wir das symbolische Bild der Narrenkappe auch als Wasserzeichen in den alten handgeschöpften Büttenpapieren Im Vergleich zu den seit den ältesten Zeiten europäischer Papiermacherei zahlreich vertretenen Darstellungen kirchlichen Ursprungs und religiösen Inhalts oder den auf Grund alten Regalrechts geführten Wappen der verschiedenen Herrschaften geistlicher oder weltlicher Art ist das Schellenkappen-Zeichen unverkennbar aus dem reichen Born deutscher Volksanschauung entsprungen.

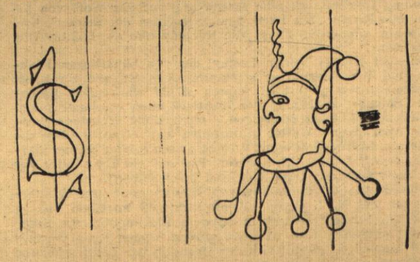
Welcher Papiermacher zuerst auf den Gedanken kam, dieses sonderbare Sinnbild als empfehlende Marke für das von ihm hergestellte Papier zu verwenden, und von welcher Papiermühle es erstmals in Anwendung gebracht wurde, wissen wir nicht. Vielleicht ist es, wie der früher in Mönchweiler bei Villingen lebende Papierforscher Dr. Karl Theodor Weiß vermutet hat, von Basel ausgegangen, wo am Ort wie auch in dessen Nachbarschaft einst mehrere erfolgreich arbeitende Papiermühlen das für alle Welt so nützliche Papier erzeugten. Das



Schellenkappen-Wasserzeichen von 1695

Zeichen tritt um 1500 am Rheinknie auf und hat jedenfalls im Volke weit und breit so starken Anklang gefunden, daß es von vielen Papiermühlen übernommen wurde. Auf diese Weise entstanden die mannigfaltigsten Abwandlungen in der Darstellungsform des Narrenkopfes, manchmal haben die Papiermacher ihre Handelsmarke oder sonstige Zeichen beigefügt beziehungsweise als Gegenmarke in die andere Hälfte des Papierbogens gesetzt.

Auffallend, aber durch das altüberkommene Fastnachtsbrauchtum erklärlich ist, daß vorwiegend oberdeutsche Papiermühlen dieses Zeichen verwendeten. Das Papier mit dieser bekannten Geschäftsmarke gelangte im Wege des Handels auch nach Mittel- und Norddeutschland, ja sogar nach außerdeutschen Ländern und wurde dort zum Teil auch nachgemacht. In England waren lange Zeit deutsche Schellenpapiere (engl. foolscap) durch Vermittlung des holländischen Handels in Gebrauch. Nach dem englischen Autor Clayton Beadle soll 1623



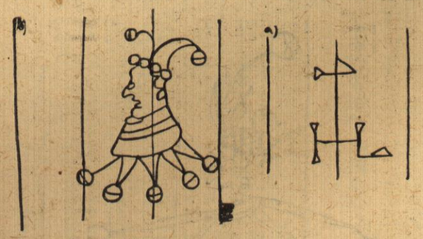
Wasserzeichen in Schellenkappenpapier der Papiermühle Salem, Stempelpapier von 1810

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

die erste Folio-Ausgabe von Shakespeares Werken auf Schellenkappenpapier des aus Lindau am Bodensee stammenden Papiermachers und Hofjuweliers der Königin Elisabeth von England Johann Spielmann gedruckt sein.

Die Freiburger Papiermühle hat unter Johann Loth, dem von der damaligen vorderösterreichischen Regierung ebenso wie dem Papiere Jakob Staiger in Waldkirch 1713 ein Lumpensammelpatent erteilt wurde — Lumpen bildeten den alleinigen Rohstoff zur Papierbereitung! — Schellenkappenpapier gefertigt, das der Papiermacher mit seiner einprägsamen Marke versehen hat. Nach den papiergeschichtlichen Sammlungen des Verfassers ist dieses Zeichen von 1719 bis 1724 nachgewiesen. Wenn diese Darstellung vielleicht als nicht so reizvoll empfunden wird wie etwa die Abb. von 1714, die uns unwillkürlich an den Elzacher Schuddig erinnert, oder manch andere, so müssen wir berücksichtigen, daß das Gebilde aus feinem Draht auf der zum Papiermachen gebrauchten Schöpfform aufgeflochten werden mußte. Die Herstellung der Schöpfformen und die Anbringung der Wasserzeichen auf diesen erforderte viel Geschicklichkeit und ästhetisches Empfinden der Papier- und Formenmacher. Das verwendete Material brachte es also mit sich, daß alle Darstellungen nur in einfachen Konturen möglich waren. Beim Schöpfen des Papiers mit der Form aus der Bütte — daher unser Ausdruck „Büttenpapier" — wurde an den betreffenden Stellen die Papierschicht dünner, so daß das Zeichen in hellen Linien erkennbar wird, wenn man es gegen das Licht hält. Nach dem Gesagten sind die Wasserzeichen als Erzeugnisse echter Volkskunst anzusehen.



Narrenkappen-Wasserzeichen des Freiburger Papiermachers Johannes Loth mit dessen Handelsmarke, verwendet 1719 bis 1724

Narrenkappen-Wasserzeichen des Papiermachers Nikolaus Herzog in Schramberg mit dessen Handelsmarke, verwendet 1709

Die Schellenkappe gehört zu den ganz wenigen Wasserzeichen, die nicht nur jahrhundertelang im alten Handbütten geführt wurden, sondern auch im modernen Papier zu finden sind. Das Narrenkappenzeichen wird z. B. von der Firma J.W. Zanders in Berg.-Gladbach, die heute noch echtes Handbütten herstellt, in der alten Form mit der Dreiringmarke des Basler Papiermachers Düring in Anwendung gebracht.

Bedeutsamer Tag im Bauernkalender / Rund um Lichtmeß

Nach Dreikönig widmet der Bauer während des jungen Jahres der Lichtmeß, am 2. Februar, besondere Beachtung. In seinem „Ewig währenden Kalender des abenteuerlichen Simplicissimi" berichtet Johann Jacob Christoffel von Grimmelshausen unter dem 2. Hornung: „In der Obern-Pfalz schlaget sich heute der Winter mit dem Sommer / da gemeiniglich der Sommer Meister wird. Ist ein alt Herkommen / und denen / so agieren / umb eine Verehrung zu tun". Es hat sich dabei offenbar um eine brauchtümliche Szene gehandelt, bei der es ähnlich wie bei den Neujahrs- oder Dreikönigsängern darauf ankam, den Darstellern gütige Gaben zu überlassen.

Lichtmeß oder „Mariä Reinigung" ist das Fest der „Darstellung Christi im Tempel", ein Fest, das, wie man annimmt, im 5. oder 6. Jahrhundert eingeführt wurde. Es knüpft an den im Evangelium des Lukas erzählten Besuch von Maria mit dem Jesuskind im Tempel zu Jerusalem an. Nach den Büchern Mosis wurde ein solcher Tempelbesuch 40 Tage nach der Geburt eines Kindes vorgenommen. So kommt es, daß Lichtmeß auf den 40. Tag nach Weihnachten festgelegt wird. Die Bezeichnung Lichtmeß ist eine Anspielung auf das Wort von Simeon zum Kinde: „Ein Licht, zum Erleuchten die Heiden". Und damit hin wiederum hängt die Kerzenweihe am Lichtmeßtag zusammen.

Vielleicht gibt es keinen Lostag, der von bäuerlichen Praktiken und Wetterregeln so stark umwoben ist, wie Lichtmeß. Grimmelshausen notiert in seinem „Ewig währenden Kalender": „Solange die Lerche vor Lichtmeß singt / solange pflegt sie hernach stille zu schweigen / woraus ein Haushälter das nächst vorhandene Wetter zu urteilen hat". Und: „Wann die Sonne auf Lichtmeß scheinet / so soll noch großer Schnee darhinten seyn", ferner: „Auf diesen Tag soll ein Haushalter für sein Viehe noch das halbe Heu und Stroh haben".

Aehnlich in der Sammlung von Bauernregeln und Wetterpraktiken des N. J. Coler: „Wenn Lichtmeß im Klee / so ist Ostern im Schnee" — „Wenn an dem Lichtmeßtag die Sonn' sich tut einfinden / so ist noch größer Schnee / als vormals viel dahinten" — „Sonnt sich der Dachs in der Lichtmeßwoche / Geht auf vier Wochen er wieder zum Loche".

Das Wort „Lichtmessen ist der Winter halb gemessen und bald vergessen", oder: „Lichtmeß / am Tag z' Nacht eß, / spinnen vergeß" und andere ähnliche Devisen erinnern daran, daß der Bauer willens ist, nun wieder im Freien tüchtiger sich zu rühren. Ein sehr beziehungsvoller Brauch besteht darin, daß man an die Bienenkörbe herantritt, sie beklopft und sagt: „Freut Euch, Bienlein, es ist Lichtmeß!" Trotz aller Hoffnungen aber, die Lichtmeß im bäuerlichen Herzen weckt, wünscht man nicht, daß sich das Wetter freundlich anlasse. Im Gegenteil, je mehr es stürmt und schneit, desto sympathischer erscheint dies dem Bauer.

B. M.

Die Wühlmäuse von Littenweiler

Die jüngste der Narrenzünfte der Breisgauhauptstadt sind die Wühlmäuse aus Littenweiler, denen an der 1947er Fasnet durch den Freiburger Zunftmeister Jäger das Narrenfell und die Bestätigung überreicht wurde. Einmal im Jahr wollen die Wühlmäuse die Ungeister Neid, Mißgunst, Ueberheblichkeit, Arroganz, Nörgler- und Spießertum in ihren taglichtscheuenden Winkeln aufstöbern und ans Licht der Sonne zerren, wo ihre schädigende Macht zu Ende ist. Uralte Symbolik in neuem Gewand! —

Die Tracht der Wühlmäuse setzt sich aus folgendem zusammen: Rote Strümpfe, mausgraue Filzhosen, aus lauter kleinen, spitz zulaufenden Fleckchen zusammengenäht, ebensolche Jacke roter sternförmiger Schulterkragen, mit nicht weniger als 30 Schellen verziert. Die Krönung des ganzen Kostüms bildet der holzgeschnitzte graue Mauskopf mit Schnurrhaaren, spitzen Ohren und listigen kleinen Mausaugen, naturgetreu in Farbe und Form.

Obwohl noch die jüngste Narrenzunft der Münsterstadt, sind die Wühlmäuse aus Littenweiler an Zahl eine der bedeutendsten. Sie haben sich ihrer berühmten Paten, der Herderner Lallizunft und der Blauen Narren würdig erwiesen. Hervorgegangen aus engsten lokalen Bedingungen und Umständen, nach dem Motto: Man muß den Teufel mit Beelzebub austreiben! hat die jüngste Freiburger Narrenzunft den Rahmen ihrer vorörtlichen Bedeutung bereits gesprengt und steht gleichberechtigt neben den älteren Narrenzünften, wenn das tolle und närrische Treiben der Freiburger Volksfasnet am Rande des Schwarzwalds seinen Anfang nimmt.

RF-Til

Der Schemen an der Wand

Auch wenn ihn das Leben in die Fremde verschlagen hat, hängt der Villinger am Dreikönigstag den Schemen an die Wand seiner Stube. Damit blickt die Welt zwischen Schwarzwald und Baar, die der alten Zähringerstadt zugemessen ist, mit dem für sie so charakteristischen Antlitz in den Alltag, der von Morgen zu Morgen sich mehr der Fasnet verschreibt. „'s goht dergege mit Hutt und Hoor" — das ist es, was die liebenswürdig lächelnde Holzmaske, kunstvoll bemalt und lackiert, kündet, eben der Schemen — baarerisch „Schemmen" genannt.

*

Sie ist wirklich ein Schemen, diese Narrolarve, die fraglos das Barock erdacht und geschaffen hat. Was soll dieses kaum angedeutete Lächeln besagen? Jeder kann sich seinen eigenen Vers darauf machen. Fast leblos scheint dieses Antlitz . . . . . Haha, hihi — leblos! Wenn hinter dem Schemen hervor die verstellte Stimme des Narros das Huhuhu fistelt und dem lieben Nachbarn oder Freund oder dem oft auch nur vom Sehen her bekannten Mitbürger — versteht sich, daß es auch Nachbarinnen und weibliche Bekannte oder Unbekannte sein können — Schwächen, kleine Mißgeschicke, Untugenden ins Gedächtnis ruft und seinem Uebermut die Zügel frei läßt — wie seltsam fängt da der Schemen an zu „leben". Die unbeirrbare Miene sanft gestimmter Bonhomie des Schemens und das übersprudelnde Hecheln unter ihm hervor, daraus formt sich ein Erlebnis, das die Wesenhaftigkeit alemannischen Menschentums mit letztem Aufschlußreichtum offenbart.

*

Was wunders, daß der Villinger den Schemen als das liebenswerteste Wahrzeichen seiner Heimat betrachtet — oder wenigstens bisher betrachtet hat. Denn es läßt sich kaum übersehen, daß sich in die Brauchstumfasnet, wie der Schemen sie verkörpert, immer mehr Züge neumodischer „Faschings"-Ansichten einschmuggeln. Allein, wer wollte daran zweifeln, daß gerade der Schemen auch Anfechtungen solcher Art widerstehen und sie überstehen wird.

Balthasar Mooser

Der leere Wald

Der Weg war hart gefroren,
Der leere Wald bis an das Herz erstarrt
Der Luft vor unseren Ohren
War auch das Echo tot,
Das uns im Sommer hier genarrt.
Verworren saß im Holz die Wintersnot.
Der Frost in seinem stillen Grimme
Er hatte irgendwo verscharrt
Im tiefen Wald des großen Lebens Stimme.

Max Dauthendey

Die March, eine stille Landschaft

Die March? Wo hat man sie doch auf der Landkarte zu suchen?, so wird mancher fragen, der an sich sonst gar nicht übel in der Heimat Bescheid weiß. Nun, vielleicht ist die March die stillste Landschaft am Oberrhein auf seiner rechten Flanke. Es handelt sich um den Streifen im Nordwesten von Freiburg, der zwischen Emmendingen und Denzlingen und einem Hügelrücken nach dem Ort Nimburg benannt, im Osten des Kaiserstuhl sich breitet. Der bekannteste Ort dieses Landstrichs ist vermutlich Hugstetten, dessen Name den Großeltern und den Eltern bekannt war, wegen eines furchtbaren Eisenbahnunglücks, das in den Jahren nach 1880 stattfand, und bei dem der damals noch jugendliche Dichter Emil Gött zum ersten Mal Gelegenheit fand, jenes hilfsbereite Menschentum an den Tag zu legen, das ihn Zeit seines Lebens auszeichnete.

Außer Hugstetten gehören zu der March etwa noch Vöhrstetten, Schupfholz, Holzhausen, Buchheim, Neuershausen, Unter- und Oberreute, Bottingen und das schon erwähnte Nimburg. Es sind vom großen Verkehr noch kaum berührte schmale Straßen, die diese Orte miteinander verbinden. Sie führen durch Wiesenland, da und dort sanft gewellt, und durch Obstgärten. Am Hügelhang bei Nimburg erinnern ein paar letzte Rebstücke daran, daß der Weinbau in alter Zeit auch hier heimisch gewesen ist. Es lohnt sich schon, in diesem Stücklein Welt unter den Sternen des Oberrheins sich einmal einen Tag umzusehen.

Als vor kurzem das Studio Freiburg des Südwestfunks von dem feinsinnigen jungen Schriftsteller Eberhard Meckel sich eine Schilderung der March schreiben ließ, wurde diese unversehens zur Liebeserklärung für den Landstrich. Und das erscheint gar nicht überraschend, wenn man etwa von Hochdorf über Benzhausen und Holzhausen und Bottingen nach Nimburg wandert, oder bis Hugstetten mit der Eisenbahn fährt und dann Buchheim aufsucht, in dem ein altes, sympathisch ergrautes Wasserschlößlein an den Kanzler Maximilian I. erinnert. Konrad Stürtzel, der dem einst berühmten Geschlecht der „Stürtzel von und zu Buchheim" angehörte. Uebrigens ist dieser Konrad Stürtzel auch der Erbauer des „Basler Hofes" in Freiburg im Breisgau, der der fürchterlichen Katastrophe anheimfiel, die über die Münsterstadt bei dem schwersten Luftangriff, den sie zu bestehen hatte, hereingebrochen ist. Als Bau des Innenministeriums ist erfreulicherweise der „Basler Hof" neu erstanden und wird wohl schon bald dieser seiner neuen Bestimmung übergeben werden.

Auch an gastlichen Wirtshäusern ist in der March kein Mangel, ein Grund mehr, der stillen alemannischen Landschaft einen Besuch abzustatten. Indessen, auch wer den Wunsch hat, diese March möge den ihr geziemenden Anteil am Reisewesen Südbadens nicht zu entbehren brauchen, wird wünschen, daß die so wohltuende Unberührtheit, die ihr heute noch eignet, ihr nicht verloren gehen möge. Sein Herz aber kann man schön recht an die March verlieren.

B. M.

Von der Mistel

Viscum album, das wintergrüne Gewächs, wächst nicht auf der Erde, sondern auf den Aesten oder an den Stämmen von Laubbäumen, Tannen oder Föhren. Der Botaniker rechnet Viscum album zu den Hellparasiten. Vermittels der Wurzeln, die von der Mistel in Rinde und Holz des „Wirtsbaumes" hineingetrieben werden, entnimmt sie diesem Wasser und gelöste Nährstoffe. Daneben aber entwickelt sie Baustoffe zu ihrem Wachstum, die sogenannte organische Substanz, wie andere grüne Pflanzen, vermittels des Chlorophylls in ihren Blättern und Zweigen. Man nimmt an, daß der „Schaden", den die schmarotzende Mistel dem „Wirtsbaum" zufügt, nicht allzu bedeutend ist, daß also dieser nicht etwa eingeht. Wohl aber können einzelne Aeste verkümmern.

Nach der Verschiedenheit der Farbe der Beeren, vor allem aber auch der Größe der Blätter und der Wirtspflanzen, auf denen die Mistel siedelt, unterscheidet man drei verschiedene biologische Rassen: Die Laubholz-Mistel mit weißen Beeren, verhältnismäßig breiten Blättern auf zahlreichen Laubbäumen, besonders auch auf Apfel- und Birnbäumen hausend, die Tannen-Mistel, gleichfalls mit weißen Beeren, mit Blättern größer als die der folgenden Föhren-Mistel, die meist gelbe Beeren trägt, und deren Blätter schmäler sind als die der Tannen- und Laubholz-Mistel.

Jodocus Vydt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg